

eines solchen einsamen Ortes zeigen sich ganz wie die Heide selbst. Wenn auch frischen und heiteren Sinnes, sind sie doch in Reden und Gebärden nicht eben von großer Beweglichkeit, im Gegenteil, mehr ernst und anfangs gegen Fremde wohl ein wenig misstrauisch. Hat man jedoch ihr Vertrauen erworben, so vertrauen sie unbedingt. Echte Biederkeit und Treue, Gastfreier, einfache u. unverbundene Sitten, wahrer Frömmigkeit sind hier noch heimisch. So sonderbar es auch klingen mag, in der Heide ist, wenn auch nicht bedeutender Reichtum, so doch eine gewisse Wohlhabenheit zuhause. Was dem Marksbewohner das Wind ist, dem Hoppländer das Heumittel, dem Grünländer der Seehund, das sind für den Bewohner der Vimeburger Heide die Schmäcken. Die grobe, meist schwarzbraune Wolle, die er ihm auch oft heute noch den Stoff zu vielen Kleidungsstücken und das überaus wohlriechende Fleisch gar manchen Braten. Noch ein anderes Tier, die Biene, ist in der Heide so recht zuhause, und die Beschäftigung der Bewohner der eigentlichen Vimeburger Heide mit Bienenzucht ist oft sehr lohnend. Ihr Erfolg hängt hauptsächlich von einer klugen Benutzung der Verhältnisse ab. Da die Heide erst Anfang August zu blühen beginnt, so stellt der Jücker die Bienenscheide im Frühjahr möglichst zuerst in die Kirschenfelder, und zieht erst später mit ihnen in die Heide.

Unter den Erzeugnissen des Ackerers ist der Buchweizen die charakteristischste Heidepflanze, eine Hauptnahrung für die Heidebewohner, indem er die Frucht teils zu Mehl, teils zu Grütze verarbeitet. Die aus dem ersten bereiteete Art von Röhren, die „Boukmalenklütten“, dürfen kaum bei einem Mittagsmahl fehlen, und erscheinen häufig auch noch als Abendgericht.

Brühild — Dornröschen

Von R. König.

Es gibt ein unscheinbares, aber festes Band, das die Gegenwart unseres Volkes mit der im Sagenlande sich verliert fernsten Vergangenheit seiner Vorfahren verbindet, wie es in vollem Strome des Lebens so oft noch Stelle und Kinder einander näher bringt. Das ist das Märchen, unser altes deutsches Volksmärchen, das im tausendjährigen Verlaufe unserer großen Geschichte mit immer erneuerter, leuchtender Kraft in zahlreichen Trieben aus dem uralten, geklüfteten in die Erde fast verschwundenen, aber unzerstörlichen Stamme der Götter- und Sagenwelt emporsteigt. Wenn man diesen Zusammenhang kennt, dann erst wird man unsere herrlichen deutschen Volksmärchen recht würdigen und sie in Ehren halten als Stimmen, die aus den Gräbern einer großen und reichen Vergangenheit zu uns herüberklingen.

In den Tagen, wo die germanische Welt sich noch bunte von Wuotan oder Odin, wie ihn die nordischen Mythen nennen, lebte auf ihrer „Waldbesetzten Burg“ Brühild oder Brühild, eine kühne Jungfrau, die sich stets nur in ihre Brünne gehiebet, zeigte. Um ihres Helms wegen nahm Wuotan sie in die Schar der Walküren auf, die, auf Wolkenroß durch die Luft eilend, des höchsten Gottes Befehle ausrichten, welche die Opfer der Schlachten ernähren und sie gen Walhalla führen. Bald war Brühild die gewaltigste und kühnste unter den Schlachtenjungfrauen:

„Sie fuhr unerfährlich von Krieg daher zu Krieg, und Königreiche zitterten, wenn sie das Schwert schlug.“

Eines Tages aber regte die Betrugene Wuotans Zorn, indem sie wider seinen ausdrücklichen Willen das Schwert schlug, wachte und einen König besiegen half, dem er den Sieg verheißt hatte. Zur Strafe dafür wurde sie ihrer übermenschlichen Würde beraubt und zum Los der sterblichen Jungfrauen verurteilt. Sie fügte sich, schmerzte aber sich nie einem Manne zu vermählen, der Kutsche empfinden könne. Da ließ ihr der erzürnte Gott den Schlaf durch den Schleier in das Haus, daß sie noch in voller Waffentrüstung unter ihrem Schilde in tiefen Schlummer versank. Mit ihr entschlief alles, was Odem hatte auf ihrer Burg, Menschen und Tiere. Wuotan aber umschloß die Burg mit einem Walle von nie verlöschenden riesigen Feuerflammen, mit einer „Waberlohe“:

„Hoch ruht die Waberlohe ins Weite, von Feuerlohe streng bewacht, wie Schlangen ringeln sich im Streite das Licht der Glut, des Qualmes Licht.“ Dort mußte sie auf die Stunde ihrer Erlösung harren; denn Wuotan hatte bestimmt: nur wer durch die Glut reite zu ihrem Lager und ihr

den Hornschiff we, nur der soll ihr Herr und Gemahl sein. Lange, lange mußte sie harren; denn es schon so mancher Held versuchte, die kühne Tat zu vollbringen, so gelang es doch keinem, und viele büßten es mit ihrem Leben. Da naht Sigurd, der Drachentöter, der kein anderer als der später als Held der Nibelungen gefeierte Siegfried ist, in siegesreudiger Kraft. Er durchdringt auf Grani, seinem windgeschwollenen Roß, den Flammenwall und dringt in die Schlucht:

„Dort liegt im Todeschlaf versunken, auf Stein ein erzgepanzert Bild, behelmt das Haupt, von Zaubern trunken, ruht auf dem alten Eisenchild, als wär's aus Stein gebauen zu eines Grabes Zier. Der Held tritt ein mit Grauen und löst des Helms Visier.“

Da sah er, daß es ein Weib war. Die Brünne war fest, als wäre sie aus Fleisch gewachsen. Da riß er die Brünne durch vom Haupt herab und danach auch an beiden Armen. Danach zog er ihr die Brünne ab, und sie erwachte, richtete sich empor, sah den Sigurd an und sprach: „Was geschah mit der Brünne? Was brach mir den Schlaf? Wer befreite mich der kalten Bande?“

Als er sich zu erkennen gegeben hatte, nahm sie ein Horn voll Mehl und rief:

„Heil dir, Tag, Heil euch, Tagesköhnen, Heil dir, Nacht und nähere Erde! Mit ungeringen Augen schaut auf uns und gebt den Eigenden Sieg!“

Ober wie es in einer anderen Fassung heißt: „Brühildes bin ich, die Walküre; das Schicksal nennt mich Sigurds Braut; daß mich kein anderer dir entführe, ward ich den Flammen anvertraut. Du bist hindurchgebrungen, du tatest, was keiner tut; du hast als Preis errungen die Wab aus Odins Blut.“

In der ersten Gestaltung der alten Heldenlage aber weißt sie ihm erst, worauf Sigurd spricht: „Kein weiseres Weib ist zu finden als du, und das schweb ich dich haben will, denn du bist nach meinem Sinn.“ Sie antwortete: „Dich will ich und keinen anderen, halt ich auch zu wählen unter allen Männern.“ Dies befestigten sie unter sich mit Eiden.

So lautet die schlichte und doch gewaltige, nüchtern klingende und doch so tiefinnige Märchenfabel, die unter sich mit Eiden. So lautet die schlichte und doch gewaltige, nüchtern klingende und doch so tiefinnige Märchenfabel, die unter sich mit Eiden. So lautet die schlichte und doch gewaltige, nüchtern klingende und doch so tiefinnige Märchenfabel, die unter sich mit Eiden.

Die riesige Schlachtenjungfrau, die kühne Brühild, lebt aber heute noch im Volksmunde, ihr Stahlgewand, ihre übermenschliche, graue Erscheinung ist geschildert, keine Feuerlohe mehr umgibt sie, aber dafür ist sie anmutiger und lieblicher, der Dornröschen hat die von der Spinne Gespinnene ebenso gut bis zu dem entscheidenden Lebensaugenblick geschützt als der Feuerwall die vom „aborn Wuotans Betroffene. Denn niemand anderes als die Brühild der Sage ist — das Dornröschen des Märchens, von dem Großmutter ihren Enkelkindern noch heute so gerne erzählt. Der noch eingehender Sage und Märchen der Welt, wird noch manchen Zug der Ähnlichkeit entdecken — freilich ist aus dem Nibelungenliede bekannt, wie tragisch sich Brühilds Geschick meiter entfaltet, wie sie, von Siegfried nur zu bald verlassen, Gunthers Weib wird, dann aus Eifersucht und Rache Siegfried töten läßt und dadurch der Nibelungen Untergang herbeiführt, während in dem Märchen der Königssohn und Dornröschen einander vereinen, und „wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.“

Auch in anderen Fällen kann man vielfach einen Zusammenhang zwischen Sage und Märchen feststellen. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüte und Vollendung; die Sage von einer geringeren Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bekanntem haftet, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Deshalb stimmen auch die erzählenden Volkslieder entschieden mehr zu den Sagen als zu den Märchen, die wiederum in ihrem Inhalt die Anlage der frühesten Poesie reiner und kräftiger leuchtet haben, als sogar die übrigen beliebten größeren Lieber der Vorzeit konnten.

Schutz den Wäldern u. Feldern

Es ist Ferienzeit jetzt, Wanderzeit. Wir sollen uns in der schönen Gottesnatur an Leib und Seele erholen, aber sie nicht verschandeln. Eine sehr wirkungsvolle Text- und Sprachtafel für den Wert unserer heimischen Landschaft in ihrer verschiedenartigen Gestaltung, über die sogenannte Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Tiere, ganz besonders aber über das Benehmen des Wanderers in Feld und Wald findet sich auf der kürzlich in Münster stattgefundenen Naturforscherversammlung. Sie lautet:

Wo du in jede Buchenrinde das Rainsmal deiner Notizen schreibst, wo du mit Schreien und mit Johlen dein himmelhaftes Wesen treibst, wo deines Singens Echo widerhallt, das nennst du deinen deutschen Wald?

Im Wald und auf der Heide, da suchst du deine Freude, mit Blumenknicken, Wilderbeeren, mit Tabakspfeifen, Papierschiffen? Solch Treiben ist, das merkt dir, Ruhe, das Zeichen schlechter Kinderstube!

Am Ausguck

Die Ansel einst und jetzt.

Noch vor dreißig, vierzig Jahren war die Ansel — auch Schwarzinsel, Schwarzwinkel, Drecksinsel, Wende genannt — in den Gärten, besonders der Städte, ein recht seltener, gern gesehener und geachteter Gast. Man erfreute sich an ihrem schönen, feierlichen Ansehen, und wehe dem, der ihr etwas zuleide getan haben würde. Die Zeiten haben sich recht geändert und die Ansel mit ihnen. Allmählich ist sie immer weniger seltener und ein rechter Stadtvogel geworden. Leider ist sie allzu zahlreich geworden, viel Schädliches wird ihr nunmehr heutzutage nachgesagt. Der einst seltene, seltene Waldvogel fällt schon vielen recht auf die Nerven, weil er — außer an schädlichen Insekten, Insektenlarven usw. — sich an den Beeren, Kirschen, Trauben und anderen Früchten, die die immer mehr zunehmenden Menschen mühsam ziehen, vergreift. Es heißt auch, die Ansel morde junge Vögel, was indes nur ausnahmsweise vorkommen dürfte. Man rüft ihr heute auch vor, sie vertilge allzuviel Regenwürmer. Letztere schützt man heute als Nützlinge ganz besonders. Vor einem Vierteljahrhundert freilich noch rechnete man ihr das Vertilgen der „schädlichen“ Regenwürmer als besonderes Verdienst an. Dem lieblichen Sänger wird unpoetischer Weise auch nachgesagt, er fresse den Kot seiner Jungen und füttere auch jumeilen die Jungen mit deren eigenem Kote. In den neuesten (1926) Bestimmungen des Staates Oldenburg wird der Ansel nunmehr offiziell der Krieg erklärt: mit Feuerwerk dürfen Gartenbesitzer gegen sie vorgehen. — Auf der anderen Seite findet der Gelsänger seine Verteidiger. Man solle ihm die paar Beeren um gönnen, der Jungvogelmord sei zweifellos seltene Ausnahmefälle. Ich meinerseits stehe auf dem Standpunkt: Der Mensch soll, soweit wie möglich, die Tierwelt, der infolge der rapiden Ausbreitung des Menschen immer angünstigere Bedingungen geboten werden, fördern; aber — wo er in seiner lebensnotwendigen Wirtschaft schwer geschädigt wird, muß er alle Schädigungen mit allen Mitteln logischerweise fernhalten, also auch, bei allzu starker Vermehrung, die Ansel, wenn sie ihn übermäßig schädigt. Man soll nur nicht gleich ins Extrem fallen und eine Tierart austrotten!

Dr. Anton Krause.

Mysterien.

Es gibt keine mystische Schöpfung, kein Bild, kein Symbol und keine poetische Erfindung zur Bezeichnung des Dunklen, Verborgenen und Unbegreiflichen, ohne daß dazu die Repräsentanten aus dem weiblichen Geschlechte gewählt werden.

Das ist die Sphinx, die Chimäre und die Jis, deren Schleier kein Mensch je gelüftet hat, ebenso die Pandora, die Persephone, die stets entzweier im Himmel oder in der Hölle sein mußte, und die Hekate, welche bei Nacht das Eine, bei Tag das Andere war. Die Sphinxen waren Frauenzimmer, desgleichen die Gorgonen, die Harpyien, die Furien, die Parzen, die teutonischen Walküren, die Nornen und die Sibyllen; kurz alle Darstellungen von dunkeln, unergründlichen und bedeutsamen Ideen sind weiblich.

Reimer.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 32

Mittwoch, 11. August

1926

Ehre der Arbeit

Wer mit muth'gem Hammer schwingt,
Wer im Felde mäht die Wehren,
Wer ins Mark der Erde dringt,
Weiß und Kinder zu ernähren,
Der frommen den Nachen zieht,
Der bei Woll und Berg und Flache
Hinterm Weibstuhl sich bemüht,
Zu sein blonder Junge wache,
Jedem Ehre, jedem Preis. —
Ehre jeder Hand voll Schweißens,
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen. —
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge; — doch auch dessen
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungern pflügt, sei nicht vergessen.

Freiligrath.

Helgoland — deutsch

Von W. Struve.

Helgoland, das kleine Felsenland in der Nordsee vor den Mündungen der Elbe, Weser und Eider, kann in diesem Jahre bekanntlich die hundertjährige Jubelfeier als Seebad begehen. Bei den Festlichkeiten, die aus diesem Anlaß veranstaltet werden, wird die Feier zur Erinnerung an den Tag, wo die Insel wieder in deutschen Besitz kam und die durch die Hülfe der deutschen Flotte sichtbar zum Ausdruck kam, einen besonderen Platz einnehmen.

Am 9. August 1890 ging unter donnerndem Salut der Geschütze die deutsche Flagge auf diesem winzigen aber wichtigen Fleckchen deutscher Erde hoch. Damit kehrte ein deutsches Stückchen Erde, unipult von dem deutschen Meere, in den Schoß des Mutterlandes zurück, denn Helgoland ist schon seit Urzeiten deutsches Land gewesen. Die Insel war in heidnischer Zeit von einem germanischen Stamme, den Friesen, bewohnt und trug damals nach dem friesischen Gott Folke den Namen Fokkes-Land, wurde aber in christlicher Zeit Helgoland (heiliges Land) — das Hilla-Land der alten Friesen — genannt. Zu Ehren Fokkes, des Sohnes der germanischen Gottheit, des Widgotes, Waldrud und Enkel der germanischen Erdgöttin Hertha, ragte in grauer Vorzeit ein Hain auf dem schon seit Urzeiten heiligen Land empor. Es ist möglich, daß schon die alten Römer die Insel kannten und daß Tacitus mit der Insel auf welcher der heilige Hain Herthas lag, Helgoland gemeint hat, wenn auch viele Forscher diese Stelle nach der Insel Rügen legen. Auf jeden Fall aber war Helgoland schon eine germanische Kulturstätte, worauf schon der Name hinweist. Nach Einführung des Christentums kamen Glaubensboten auch zu den friesischen Bewohnern der Insel, und schon um das Jahr 700 fand der friesisch-Willibrord, vergebens zu bekehren versuchte, auf Helgoland eine Zufluchtsstätte. — Obgleich das Abkommen zwischen Deutschland und England, wonach im Jahre 1890 Helgoland



ischen Bewohner des Eilandes zu ihre Freiheit, bis im 14. Jahrhundert die Insel nach langem, wechselvollem Streite aus dem Besitze der Hansestädte an die Herzöge von Göttingen-Gothorp kam. Dann hat es fast 200 Jahre lang, und zwar von 1714 bis 1807 unter dänischer, von 1807 bis 1890 unter englischer Oberhoheit gestanden.

Mit dem Jahre 1890 war die deutsche Zeit Helgolands gekommen. So lange war es lediglich als ein eigenartiges Felsenland und als ein starkes Seebad bekannt und geschätzt. Die Uebergabe Helgolands an Deutschland war nicht nur für die Gestaltung der Insel von großer Bedeutung, sondern bildete auch einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte Helgolands als Seebad. Nur noch kurze Zeit blieb Helgoland vorwiegend Nordseebad. Dann taufte es langsam seine mühsell erworbene Bedeutung als Seebad und Kurort gegen die eines der stärksten Bollwerke zum Schutze des deutschen Vaterlandes. Dem bei der Besitzergreifung gesprochenen Kaiserwort zufolge, daß Helgoland ein Schutz sein solle, wenn Feinde in die Nordsee eindringen, wurde bald mit dem Ausbau eines Teiles des Oberlandes zu Festungsanlagen begonnen. Es entstand ein neues unterirdisches Helgoland, keinem Auge sichtbar — eine Felsenburg, waffenstark nach außen, innen aber eine kunstvoll ausgestattete Stadt mit vielen, vielen Gassen und Räumen, einer Anzahl von Stockwerken untereinander. Wurde doch Helgoland nichts als ein festverankertes Panzerstück auf hoher See, ein Großkampfschiff als Hüter des deutschen Meeres. Der militärische Wert der Insel gewann außerdem durch den Bau eines Sees, der zum großen Teil aus friedlichen Zwecken, der Fischerei und der Erholung des Meeres, diente. Im Laufe der Jahre wurden vielen Anlagen hervor, bis sie als ein gewaltiger Triumph deutscher Ingenieurs- und Wasserbaukunst fertig da stand.

Da kam das für die Insel besonders folgenschwere Jahr 1914. Schon einen Tag vor der Kriegserklärung wurde das Seebad geschlossen. Ein Nachwort der Heeresverwaltung verlangte, daß alle Bewohner Helgolands, von denen viele ihr Lebenlang das Eiland nie verlassen hatten, aus militärischen Gründen am Tage nach der Kriegserklärung plötzlich über Nacht ihre Häuser zu räumen, ihren Hausstand abzugeben und aufzugeben hätten. Was dann die jahrelange Verbannung für die an ihrer kleinen Insel mit so zärtlicher Liebe hängenden Helgoländer bedeutete, läßt sich schwer schildern. Entbehren lernten wir Deutsche ja alle in jenen Jahren, auch die Helgoländer. Sie aber zitterten für den fernsten Felsen, die kleine, vom Zorn des Krieges täglich bedrohte Heimat, auf der anstelle des frohen Bades Lebens nun der Lärm des Krieges, der Waffen herrschte.

Obgleich das Abkommen zwischen Deutschland und England, wonach im Jahre 1890 Helgoland

an Deutschland gegen Ueberlassung der Schutz, herrschaft über den größten Teil von Sanft abgetreten wurde, seinerzeit scharf angegriffen und das Taufgeschick gegen den „kalten Felsen“, der noch dazu uralter deutscher Boden war, als unortsteilhaft bezeichnet wurde, ja hat die Geschichte doch denen recht gegeben, die weiter schauten; denn das kleine Helgoland sollte während des Weltkrieges für unser Vaterland von ungeheurer Bedeutung werden. Es schützte als festes Seebollwerk nicht nur den Kanal und die großen deutschen Flußmündungen und Handelsstädte, sondern war auch ein wichtiger Flottenstützpunkt — kleine Kreuzer, Flugzeuge, Zepeline, Untersee- und Torpedoboote fanden dort vor Unmetter Schutz und unternehmen von hieraus ihre Aufklärungsfahrten — bei den Seegefechten bei Helgoland am 28. August 1914, am 24. Januar 1915 und am 19. November 1917 von großer Bedeutung, so daß kein Feind den deutschen Strand betreten konnte. Allein schon das Vorhandensein dieses festen Bollwerkes genigte, den Feind von der Deutschen Bucht oder gar vor einem feindlichen Einfall fernzuhalten. Ohne Helgoland wäre es uns vielleicht mit unserer Flotte und unseren Küstenstädten ebenso gegangen, wie seinerzeit den Dänen mit Kopenhagen, das die Engländer im Jahre 1807, mitten im tiefsten Frieden, acht Tage lang bombardierten, worauf die Dänen ihnen ihre gesamte Flotte ausliefern mußten. Einige Tage später war dann auch das schloßlose Helgoland in ihrem Besitz. Daß die Engländer die Absicht gehabt haben, uns ein ähnliches Schicksal zu bereiten, wenn es in ihrer Macht gestanden hätte, unterliegt keinem Zweifel. Es ist daher die Erwerbung Helgolands als ein großes Verdienst zu bezeichnen, und die Insel ist dadurch für uns wirklich zum „heiligen Land“ geworden, weil es die große Aufgabe, die ihm während des Krieges zufiel, voll erfüllt hat.

Und nun heute. — Nach dem unglückseligen Versailles „Friedens“-Vertrag mußte nach dem Nachwillen unserer Feinde das alles zerstört werden, was Menschengeist und Menschenkraft in jahrzehntelanger Arbeit aufgebaut hatte, mußte — was das schmerzliche war, von eigener Hand zerbrochen werden. Es waren schlimme Jahre, wo täglich die Sprengungen den roten Fels erschütterten, daß es war, als widersehe sich die Kraft der dem Meeressgrund ruhenden Massen der Entrobbung durch Menschenhand, als stöhnte Helgoland das Gestein auf vor Schmerz über die Vergewaltigung. Die versprengten Quadern reden eine gewaltige Sprache von planlos vernichteter deutscher Tatkraft und deutschem Fleiß, zeigen uns aber auch so recht, was wir an Kraft, Macht und Geltung in der Welt eingebüßt haben. —

Jetzt ist es längst wieder still geworden auf Helgoland. Die letzten Spuren der Festungswerke sind verschwunden. Die kleine Insel

wieder was sie einst war. Für die Bewohner der Insel, die der Weltkrieg so besonders hart getroffen hat, ist vielleicht doch die Zerstörung der Anlagen zum Segen geworden, da die Entwicklung des Seebades dadurch wieder vollkommen freien Lauf gewonnen hat.

Deutschland von außen gesehen

Von General a. D. Graf v. d. Golz.

Schon vor dem Kriege ist der Deutsche nicht so viel ins Ausland gereist, wie notwendig gewesen wäre, den Gesichtskreis zu weiten und Verständnis für das Empfinden fremder Völker zu gewinnen. Man reiste in die Alpenländer, nach Norwegen und Italien, man suchte Natur Schönheiten und Ruhesten auf, aber man lernte nicht genügend fremde Völker kennen, besonders nicht die großen und uns feindlichen. Dieser Mangel an Welt- und Völkerkenntnis hat sich im Kriege gerächt. Der Krieg selbst hat einiges davon nachgeholt und Deutsche aller Schichten in fremde Zonen geführt. Dann kam die Inflation und der fast allgemeine Vermögensverlust, das Reisen ins Ausland wurde unbezahlbar. Verdrängt und nur auf sich und zinen engen Kreis gestellt, befehlen die Deutschen sich nun gegenseitig, Partei- und Verbands-Feindschaft, Klassenkampf und Mißgunst sind an der Tagesordnung.

Im wohlthuenden Gegensatz dazu halten an den meisten Orten die Auslandsdeutschen zusammen; sie sehen nur die großen Fragen des alten Heimatlandes, halten sich von der Partei-Unterschieden, die sie kaum verstehen, fern und sammeln sich unter der altbewährten Flagge deutscher Macht und Größe der sie ihre Stellung und ihre Erfolge im jernen Sande mit verbanken.

Eine freundliche Einladung der Stettiner Dampfer-Compagnie (Deutsche Levante-Linie) hat mich kürzlich auf dem Handelsdampfer „Stettin“ einmal um Europa herumfahren lassen und über verschiedene Häfen und Städte des Mittelmeers und dreier Erdteile bis Konstantinopel geführt, von wo ich über die Balkanstaaten und Ungarn heimkehrte. Gemäß muß man vorerst sein, seine Reiseindrücke zu verallgemeinern und vornehmlich Urteile zu fällen. Aber wenn man sich geistig gründlich orientiert hat, ein offenes Auge besitzt und mit Menschen der verschiedensten Vögel spricht, so verlangt man doch, abgesehen von der weitesten Sicht des Meeres, mancherlei mit nach Hause, aus dem freieren Urteil über unsere eigenen heimischen Verhältnisse. Ich kann daher nur jedem, der es sich leisten kann, raten, die augenblicklichen Geistesverhältnisse des Auslandes auszunutzen, fremde Völker kennen zu lernen u. sich Deutschland einmal ohne vorgefasste Meinung von außen anzusehen.

Im Rahmen eines Zeitungsartikels kann ich von meinen Eindrücken nur einzelnes hervorheben und muß alles fortlassen, was die mehrteilige Geschichte des Mittelmeeres z. B. in Candia, Athen und Syon an Bildnissen namentlich dem bietet, der die heute so viel angegriffene klassische Bildung genossen und die Geschichte als wichtige Lehrmeisterin kennen gelernt hat. Ich will mich auf die Gegenwart beschränken.

Da fällt z. B. auf, wie wenig man sich in ausmündigen Zeiten mit Deutschland beschäftigt und wie tendenziös aufgebauscht und ausgenutzt lächerliche Kleinigkeiten werden, z. B. unbedeutende Waffenkunde, die irgend ein Spitzmal wieder verrotten hat. Zur weiteren Zerschlagung der öffentlichen Meinung des Auslandes trägt bei, daß wesentlich die Presse der fast kleinste, aber freilich reichsten deutschen Partei, die „Allgemeine“ und „Kölnische“ ausliegen. Die Reichspresse ist fast unbekannt. Es wäre interessant zu erfahren, ob sie wenigstens von den deutschen Vertretungen neben der Zankpresse gelesen wird. Man mag über Parteien denken, wie man will: Einseitige Unterdrückung ist stets schädlich. Deshalb muß das Laßschweigen der nationalen Bestrebungen dem Urteil des Auslandes über Deutschland schaden.

Die Folge ist Geringschätzung des heutigen Deutschland. Man begreift es einfach nicht mehr. Dagegen wurde dem alten Soldaten, dem militärischen Führer und dem schwerer Kriegserlebten überall mit größter Hochachtung, Begehr, gleichgültig, ob man war, oder nicht. Ich war selbst erstaunt, wie schnell man uns als ehemalige deutsche Offiziere erkannte. Geschaudet hat es uns nie, ganz im Gegenteil. Viel leicht man im Raum (Wien) eine vereinzelte

feindliche Stimmung erkennbar, aber auch nur eine vereinzelte. Gerade dort fand die friedliche Reugier auch temperamentvolle Worte der Hochachtung. In Sofia grüßten uns die uniformierten Schutzeile, ohne uns zu kennen, nur weil sie uns als alte deutsche Soldaten als Kameraden aus dem Weltkrieg erkannten. Auch die im Orient zersplitterten Angehörigen der alten Wrangel-Armee begegneten uns mit ausgesprochenen Hochachtung. Man muß ins Ausland reisen, um persönlich die Bewunderung vor dem bewährten deutschen Soldaten zu erfahren. In Deutschland wird er nach Möglichkeit ausgeschaltet, sogar in gewissen vaterländischen Kreisen. Ich habe den Eindruck, daß unsere auswärtige Politik die Konjunktur des hohen Ansehens Deutschlands durch seine Kriegserfolge nicht ausgenutzt hat. Wer stolz und selbstbewußt ist, wird geachtet. Wer sein eigenes Recht beschützt, wird verehrt und zur Seite gestoben.

Das selbe hohe Ansehen genießt die deutsche Arbeit, sowohl die Intelligenz wie die tüchtige, fleißige Arbeiterschaft. Die deutsche Handelsflagge hat sich wieder Achtung im fremden Hafen erobert. Die Zeit unmittelbar nach dem Kriege, als in Konstantinopel der deutsche Handelskapitän unter militärischer Bewachung an Land geführt wurde, weil er ja keiner fessellenden Nation angehört, ist gottlob vorüber.

Freilich der Orient-Expres-Zug geht von Belgrad über Triest nach Paris und London, nicht mehr durch Österreich-Ungarn und Süddeutschland, die die Internationale Schifffahrtsgesellschaft hat nach Deutschland nur für Durchgangsverkehr durchgehende Wagen. Der Geist von Locarno schaltet Deutschland von internationalen Verkehr möglichst aus, dagegen gestattet er z. B. den Tschechen in ihrem Lande im internationalen Speisewagen eine nur tschechische Speisekarte, die niemand lesen kann.

Ansehen genießt der Deutsche fast überall beim einfachen Volk. Die händlerischen oberen Zehntausend sind von der Pariser Mode, der Londoner Börse und der internationalen Presse abhängig. Die Feindschaft gegen Deutschland geht von diesen Kreisen aus. Alle Länder, die ich berührte, sind chauvinistisch und militaristisch. Kriegssorgen und Ordensbänder, sogar in zwei Reihen, sieht man sehr viel auf der Straße. Ich habe Zollbeamte mit aufgeplanztem Seitengewehr gesehen, und der kontrollierende Beamte hieß „der Herr Hauptmann“.

Die Türkei ist völkisch. Seit 1922 sind Griechen und Armenier, die alten händlerischen Blutsgänger der Türkei, z. B. in Smyrna, ganz abgedrängt und gegen Türken, die im Ausland lebten, ausgetauscht. Kemal Pascha, den ich besuchte, ist bestrebt, das Wirtschaftsleben möglichst nur türkischen Köpfen zu überantworten. Daß Angehörige fremder Völker in seinem Lande reich werden, davon liegt ihm nichts. „Die Türkei den Türken.“ Natürlich kann er im internationalen Konstantinopel das nicht durchführen. Deshalb ist die Regierung nach Angora verlegt. Der europäische Teil der Türkei, zumal das vernachlässigte Thrakien, scheint ihm Nebenache geworden zu sein. Man kann dem selbstbewußten, für seine völkische Zukunft zu jedem persönlichen Opfer bereiten Türkenvolke nur wünschen, daß es seine Pläne durchzuführen vermag. Denn dem Mutigen muß man achten und bewundern.

Kultur und Zivilisation lassen im ganzen Orient viel zu wünschen übrig. Aber verwundern müssen wir die Bedürfnislosigkeit und Genügsamkeit, oft auch die kindliche Harmlosigkeit der Orientvölker, ihre stolze Männlichkeit und die vornehme Weiblichkeit der eben entschleierten türkischen Frau. Ansprüche und Verwöhnung mögen ein Zeichen der Kultur sein, aber sie tragen doch vielfach schon das Kennzeichen eines untergeordneten Volkes oder wenigstens Geschlechts an der Stirn. Unsere wohlhabenden und großstädtischen Kreise seien gewarnt.

Das ganze Mittelmeer ist faschistisch. Spanien, Italien, Griechenland, die Türkei. Außer Mussolini sind die Diktatoren Generale, in Spanien sogar ein „Grande“. Ich glaube, daß der Fasismus sich überall da halten wird, wo seine Träger sich selbst vor den Sumpfbildern des Parlamentarismus, den sie ja überwunden wollen, fernhalten. Wo sie aber aus der Politik ein Geschäft machen und ihre Stellung zum Reichwerden ausnützen, vielleicht sogar zum Nachteil des eigenen Staates, da werden die Träger und mit ihnen das System und vielleicht gar das Volk zugrunde gehen.

Bei allem Schönen und Eindrucksvollen, das ich gesehen, die Heimat berührte mich wohlwollend: nur in meiner heißen Heimatliebe, sondern auch durch die Tiefe, Fruchtigkeit und Dringlichkeit seiner Bewohner. Was wäre der

Deutsche, wenn er nicht so kritisch und so kleinlich wäre, wenn jeder Deutsche sich nicht mit dem Deutschland bekennt, nicht hineinfiel auf die internationale Propaganda, die uns untereinander verhetzt, wenn das deutsche Volk einig wäre gegen alle seine Feinde, auch die, die uns täglich und unermüdlich in Zeitungen und Gesprächen zu umgarnen suchen und auch Parteien und Verbände heimlich beeinflussen.

Diese Mahnung muß das A und O sein in unserer Zeit, in der unser Volk — vertrieben wie es ist — den Versuch macht, sich selbst zu regenerieren.

Das neue Aegypten

Von A. Rüder-Gannover.

Aegypten ist gegenwärtig nicht nur das Sonnenland, in dem die fast ewigen Pyramiden auf unheimliche Fremde und bezaute Fesseln herabschauen, sondern ein Brennpunkt: politischer Kräfte und ein empfindliches Sorgenkind der englischen Diplomatie. Diese auch einen Deutschland, das in die internationale Politik zurückkehrt, nicht gleichgültigen Probleme sollen hier in ihrer Entwicklungs- und Spannweite untersucht werden.

Eine ägyptische Frage gibt es, seit 1889 der Suez-Kanal dem Mitteländischen Meere einen künstlichen Ausgang nach Südoften verschaffte, der das bisherige Binnenmeer zur Durchgangsstrecke wandelte. Dieser genial erdachte Weg in die Weite der außereuropäischen Welt eröffnete einen Horizont, vor dem alles verankert, was das Mitteländische Meer in den Epochen des Altertums und des Mittelalters an gigantischen politischen Versuchen und Verwicklungen hatte entstehen, blühen und untergehen sehen. Jetzt geht es um die wirtschaftliche und politische Verknüpfung von Erdteilen. Insbesondere wurde der Suezkanal der kürzeste Weg zwischen begehrteten Wunderland Indien, der reichsten Ausbeutungskolonie Englands. Die Benutzbarkeit des neuen Weges zur englischen Schifffahrt hing von der Beherrschung Aegyptens ab, dieser „Torwächterposten zwischen Europa und Asien“. Langsam, konsequent, die Macht des Interessentenbundes hinter anerkannten Notizen verbergend, errang sich England nach der 1882 begonnenen Okkupation den maßgebenden Einfluß in dem türkischen Vassallenstaat. Natürlich konnte auch die Türkei keinesfalls in die Aufgabe des als morgenländischer Macht weit eher zufallenden Einflußgebietes einwilligen, so verständig, diese englisch-türkische Differenz nicht eher aus der internationalen Diskussion, bis der Weltkrieg neue Tatsachen schuf.

Er veränderte die Türkei in einen offenen Gegner. Benachbarte nordafrikanische Interessensphären Englands, wie der Irak, wurden Kampfgelände. Da glaubte England mit der mehr unsichtbar ausgeübten Beherrschung nicht mehr auszukommen und verkündete offen das Protektorat, das die militärische Macht völlig in seine Hand legte und ihm in der Außenpolitik und im zivilen Leben genügenden Einfluß verschaffte. Die Niederlage der Türkei, die Aufteilung ihrer Randprovinzen in Mandatgebiete Europas erlebte ihren Anspruch auf Aegypten völlig. Aber es trat keineswegs ein problemloser Zustand ein; denn nun regte sich sehr bald — nicht zuletzt unter dem Einfluß der in den Friedensverträgen des Weltkrieges zwar angeordneten, aber nicht ausgeführten hohen Ideen der Völkerfreiheit und Selbstbestimmung — der Drang des ägyptischen Volkes nach dem Eigenbestimmte seines so bedeutungsvollen Landes. Es bildete sich unter dem bis in die letzten Tage vielgenannten Zaghlul Pascha, einer ausgezeichneten Führernatur, die stets wechselläufige Partei der Basisten, die die vollständige Unabhängigkeit Aegyptens forderte. Der Umfang dieser Bewegung, die durch eine monatliche Gefangenennahme Zaghluls besonders zunahm, veranlaßte England Anfang 1922 zur offiziellen Aufhebung des Protektorates und Rückgabe der Selbstverwaltung an die Aegyptier. Auf dieser Basis sollte das Kompromiß zwischen ihren Wünschen und den Aegyptens als Mittel zum Zweck benütenden Ansprüchen der Engländer geschlossen werden. Unter diesen Umständen wurde die gerade für ein empfindliches Staatsbewußtsein so schwer annehmbare Forderung des Ausländerzuges durch England selbst gestellt. Endlich spielte die Sudanfrage hinein, die noch besprochen werden soll. Zaghlul Pascha verhandelte als Ministerpräsident sowohl mit dem sozialistischen Kabinett Mac-

donald, als auch mit dem konservativen Kabinett Baldwin, im wesentlichen erfolglos über diese Punkte. Er erkannte Englands Interesse am Suezkanal durchaus an und war bereit, auf dem Wege eines Garantievertrages eine beiderseitig tragbare Lösung zu finden. Aber das Hineinreden in den Schutz des Landes und die Angelegenheiten der Landespolitik wies er zurück. Da wurde November 1924 der englische Gouverneur des Sudan, Sir Lee Stack, in Kairo ermordet; der Mörder ist bis heute noch nicht einwandfrei festgestellt. England ergriß die ihm günstig erscheinende Gelegenheit, zur Politik der starken Kolonialmacht zurückzukehren, ließ das Parlament auflösen u. zum ihm genehmen Ministerpräsidenten Zimar Pascha ernennen, der sich mit der Union (Ittihad) Partei auf eine kleine Gruppe von Großgrundbesitzern und Hofgünstigen des Königs stützte. Lieber verschiedene Zwischenstadien hat es diese Politik der Regierung des Volkswillens bis Anfang dieses Jahres fortgesetzt mit dem Erfolge, daß sich nach und nach die in ihrer Stellungnahme zur Fremdherrschaft noch schwankenden Mittelparteien mit der ausschlaggebenden Basid-Gruppe Zaghluls zu einer geschlossenen und bedrohlichen Opposition zusammengeklüffelt haben. Der neue britische Oberkommissar Lord Lloyd bequeme sich daher nach verschiedenen Versuchen der Spaltung dieser nationalen Front zu ihrer Anerkennung, schrieb Wohlgefallen und erlebte prompt vor frühem Boden den fast hundertprozentigen Sieg dieser den Volkswillen durchaus repräsentierenden Gruppe von Parteien, von den die Mehrheit unter ihnen bildenden Basisten über die Konstitutionell-Liberalen bis zu den extrem nationalen Basisten, dem Rest einer 1906 von Kemal Pascha ins Leben gerufenen radikalen Gruppe. In ihnen allein verkörperte sich der fortwährende Wille zur völligen und staatlichen Unabhängigkeit.

Die Auseinandersetzung damit ist eine Seite des ägyptischen Problems. Die andere liegt im Sudan, dem südlichen Quellgebiet des Nils. Er fand von 1882 ab, als er sich in den Nubien-Aufständen vom Mutterlande loszureißen versuchte, und von diesem und England unterworfen wurde, unter ihrer gemeinsamen Herrschaft, bis England nach dem Tode von Sir Lee Stack die praktische Alleinherrschaft übernahm. Die Bedeutung des Sudan liegt in einer Schließstellung zu Aegypten. Von hier aus ist der Nil mit seinen die weiten Ebenen Aegyptens befruchtenden Wassermengen reguliert. Hier kann er jetzt mit Hilfe des neuerbauten Staudammes von Genar-Nakhar aufgestaut werden, um die fruchtbare Palästina zwischen weißem und blauem Nil — also in der Mitte des englischen Sudan-Gebietes — in eine Baumwollplantage zu verwandeln, die der englischen Baumwollindustrie ihr Streben nach Unabhängigkeit vom amerikanischen Markt schärfen würde. Aber wesentlich ist diese großartige Wirtschaftswelt, die erst in der Zukunft die Wunde in Bewegung bringen wird, ist die äußerst aktuelle politische Macht dieses Staudammes: Er kann den unbegreiflichen politischen Widerstand Aegyptens in wenigen Monaten niederzwingen, weil es ohne das lebenspendende Wasser verrotten, verhungern müßte. So herrscht England durch die Nilmaße, deren Verwirklichung in der Tat einheitlich sein muß, vom Sudan aus über Aegypten und damit über den Suezkanal, auf den es ihm ankommt. Deshalb fordert Zaghlul als Repräsentant seines Volkes die Unterwerfung des Sudans von Aegypten, weil die Anerkennung der englischen Oberhoheit die stärkste außenpolitische Bedrohung verewigen würde.

Wenn England nur diesen einen munden Punkt in der Konstruktion seines Weltreiches hatte, würde er machtpolitisch zu zwingen sein. Die Fülle der kolonialen Gegenwartsprobleme wird England drängen, die endgültige Lösung in Aegypten auf diplomatischem Wege zu suchen. Die Anwendung von Zwangsmitteln mag vorübergehenden Erfolg haben, die Volksbewegung des Freiheitswillens wird sie nie mehr töten. Zudem ist Aegypten die Brücke zum mohammedanischen Vorderasien zum erochenden Afrika. In beiden ist England außenpolitisch stark engagiert. Ueber Palästina und Irak gilt es die Vandrücke nach Indien, in Afrika nach Kairo zum Kap die große Nordküste auszubauen. Diese weitestgehenden Ideen bedingen gewiss eine unantastbare Sicherheit im Gebiet des Suezkanals, aber sie verlangen eine Durchführung mit Mitteln, die der Tatsache der Schwachheit der Völker Vorderasiens und Afrikas Rechnung tragen und nicht einen Verlust kolonialer Rämpfe auslösen, der jede wirtschaftliche und kulturelle Aufstauung unmöglich macht. Jodoch einem die Zukunftsplan brennen. Drücken Aegypten dagegen, das keine volpolitischen

Aspirationen hegt, wird bedenken müssen, wie stark es durch Kapitalbedarf, Baumwollbedarf und Einfuhr von industriellen Fertigprodukten von Ausländern, und zwar insbesondere von England abhängig ist. In der realpolitischen Erkenntnis der Bedürfnisse des Partners wie der Widerstände, die er dem eignen Handel bereiten kann, werden beide Länder zur notwendigen Einigung kommen müssen.

175 Jahre Heidelberger Faß

Ein eigentümliches Jubiläum kann das berühmte große Heidelberger Faß in diesen Tagen feiern, denn es besteht nämlich nun seit 175 Jahren. Es ist im Jahre 1751 gebaut worden und eine Art von Wahrzeichen für Heidelberg geworden, zumal das Kellergemölde, in dem es untergebracht ist, von allen Heidelberger-Weißenden als ein Lebenswichtiges betrachtet wird. Das Heidelberger Faß spielt besonders im akademischen Leben der Universität Heidelberg eine große Rolle und ist darum gerade mit der Universitätsstadt aufs innigste verbunden und von ihr untrennbar. Dies und den Gedanken, der den Schöpfer des großen Faßes befehl haben muß, hat Edward Amthor in folgenden Versen verewigt:

Wenn ich einmal der Herrgott wär,
Rein Erstes wäre das:
Ich nähme meine Allmacht her
Und schüß ein großes Faß!
Ein Faß, so groß als die Welt:
Ein Meer göß ich hinein
Von einem bis zum andern Welt
Von allerbesten Wein!

Diese Verse sind im Jahre 1841 gedichtet und 1868 veröffentlicht worden. Im deutschen Rommersbuch hat dieses Gedicht Aufnahme gefunden, da alles, was das Heidelberger Faß angeht, für die Studenten von größter Bedeutung ist. Das große Faß in Heidelberg ist 9 Meter lang, 8 Meter hoch, 7 Meter breit, faßt 221 726 Liter — 226 700 Liter und ist auf Anordnung Karl Theodors im Jahre 1761 für 80 000 Gulden erbaut worden. Seit 1764 fand es leer bis 1886 und seitdem bis heute wieder leer. Die einmalige und letzte Füllung 1886 erfolgte aus Anlaß der 500-Jahrfeier der Universität. Der „Zwerg Perkeo“ hat mit dem letzten Faß nichts zu tun; er wurde vielmehr 1728 durch Karl Philipp als Wächter des durch die ersten renovierten erweiterten Faßes von 1684 (204 Fuder) bestellt. Es wird ihm nachge-rühmt, daß er täglich 15—18 Flaschen Wein getrunken habe. Vor dem ersten „Perkeo-Faß“ gab es noch ein von Johann Casimir 1689 erbautes großes Faß von 128 Fuder Fassungsvermögen. Es ging bei der Einweihung der Stadt durch Füll in Trümmern.

In der Lüneburger Heide

Von B. Berger.

„Tiefenstille, es schlingt um deine Worte die Erde das rote Band. Von Menschen fern, was braucht es noch der Worte:

Sei mir gegrüßt, du stilles Land!“
So singt der Heidegedichter. Wer fernab sein will von dem Lärm des Alltags, der gehe hinaus in die weite, weite Lüneburger Heide. Jetzt im Augustmonat und in der ersten Hälfte des Septembers so recht die Zeit, durch die Heide zu wandern. Da feiert sie ihre Hochzeit, das normale so verachtete Dorndröckchen, möglichst wie eine prächtige Braut.

Die Grenze der eigentlichen Lüneburger Heide gegen das Kulturland ist an einzelnen Stellen sehr scharf gezogen, an den meisten aber verliert sie sich allmählich. Man gewahrt da wie die Wiesen magerer werden, der Boden sandig gehügel, wie die Dörfer weit zerstreut liegen und von dürftigem Acker umgeben, wie die Kiefer auftritt und mit Birken gemischt den Uebergang zur Heide verkündigt, die schon einzelne Ausläufer entgegenfend. Endlich wird vom menschlichen Anbau, von menschlicher Nähe nichts mehr sichtbar; es herrscht nur der Sand vor, aber nicht in kahlen Flächen und Hügel, die der Wind verandert; denn auch an den Stellen der größten Trockenheit entwickelt sich Pflanzenwuchs, und überall auf dem Sandboden mughert das Heidekraut. Da wandert man über stundenlang in grauer, eintöniger Gegend, über langgestreckte, baumlose Flächen oder niedrige wellenförmige Hügel. Heideflächen an Heideflächen reiht sich, in trockenen Sommern dürr und heiß wie der Sand, auf dem sie wächst, doch einem die Fußpfaden brennen. Drücken

de Schuule umgibt einen und man seht nach einem marmelnden Bach, einem kühlen Trunk und frischem Fertigprodukt. Aber der Boden am Rande einer Sandblöße zeigt nur Kieselsteine einer versteinerten Rinde. In der Ferne scheint ein angenehmes Bild zu locken; denn es werden saftig grüne Flächen und hinter ihnen leichte Waldkronen sichtbar. Aber welche Täuschung! Kommt man näher, findet man statt des frischen Rasens und klaren Quellroßers nur hartes Niedgras, dürre Büsche und niedrige Zwergweiden. Man steht an einem Moor, das mit diesen Pflanzen und abwechselnd mit der Sumpfschneide und mit bläulichen Moosen bedeckt ist. Dieser hinein zeigen sich ebene, fast schimmernde Strecken; aber sie enthalten nicht festes Land; es sind Schlamminseln von großer Tiefe, durch die nur wenige gefährliche Furchen führen. „Sebemoor“ nennt sie passend der Heidebauer; denn bei einem Tritte des Fußes auf sie hebt weithin die Fläche.

Wandert man weiter, immer zeigt sich Heidefläche an Heidefläche, soweit der Blick reicht. Ueberall lagert über dem Gelände eine schwermütige Stille. Da hört man plötzlich das Rauschen einer Biedglocke, und man begegnet einer Herde kleiner Schafe mit Hörnern u. harter Wolle, des „Negerlammes unter den Schafen“, der Heideglocken. Frisches Auge, keck und behend, wie sie sind, umgeben sie in manierten Gruppen und mit emporjählenden, possierlichen Sprüngen ihren Hüter, der in seinen weichenmolernen, rotausgekleideten Mantelrock gehüllt, mit den blauen Augen ins Weite starrt, auf einem Baumstumpf stehend, Strümpfe strickt aus Heideglockenmolle. Fast bilden diese Schäfer in den entlegenen Teilen der Heide die einzige menschliche Stoffe des ganzen Naturbildes; nur hier und da gemahrt man noch einen Mann, der Heide baut, und dann wieder einen, der sie auf dem Wagen heimführt zur Streu in die Viehställe. Sonst gemahrt man nichts von menschlicher Nähe: kein Kornfeld, keine Straße, kein Dorf, und dort überfliegt einen das Gefühl der Verlassenheit und Erstorbenheit mit unheimlicher Macht.

Möglich bietet sich dem Auge ein anderes Bild. Wenn man am Abend im Bereiche der Umholde und Rigen zu sein glaubt, die einen gefährlichen Reigen um den Wanderer schlingen, so fühlt man den Hauch der Romantik um die nachherbenachschien Grabbild der drolligen Heiden über die Heide wehen: man steht an einem der zahlreichen Hügelgräber, die sich, wie andernorts in Norddeutschland, an vielen, selbst entlegenen Punkten der Heide erheben. Viele von ihnen sind zerstört worden, als man größere Heideflächen urbar machte, aber sie finden sich doch noch in größerer Zahl als irgendwo anderes.

So eintönig und tot oft auch das Heidebild erscheinen mag, so hat doch die Heide ein emsig rummelndes Tierleben. Hier schwirrt die Heideleiche empor, dort schlüpfen muntere, gaine Eidechsen hurtig durch das Heidekraut, dann wieder benachbarte schmale Laufhüter, oft von schönen, glänzenden Farben, die Sandlöffeln, und es beegnen dem Auge flatternd und spielend die kleinen, reizenden Schmetterlinge der Heide, agurkha und glänzend wie Atlas, aber auch feuerfarbig, und mer vermehrt all die schwirrenden Geilen, tummelnden Biemen und anderen Insekten zu zählen, die da rummeln und schweben auf den süßduftenden Blüten. Ihre Zeitzeit fällt in den August, wo das gewöhnliche starke Braum der Gegend mit dem Schmuck der Heideblüten verflochten und belebt wird. Mit Lust verweilt das Auge auf der anmutigen Fülle der Mittenglöckchen, die bald lila, bald artrot, dicke Lehren ansetzen und über die Heide jene warmen, schimmernden Abendrottinten ausgießen. Solch einen sonnigen Mittentag der Heide schildert der Dichter Theodor Storm also:

„Es ist so still, die Heide liegt im marmen Mittagsnachtsstrahl, ein rosenroter Schimmer fliegt um ihre alten Grabmal; die Kräuter blühen, der Heidebusch steigt in die blaue Sommerluft.“

Rein anderer hat es besser verstanden, uns in seinen zahlreichen Werken den Reiz und den Zauber der Heide anschaulich zu schildern als der während des Weltkrieges gefallene Heidegedichter Hermann Löns. Dann aber ändert sich das landschaftliche Bild. Bei der Wanderung über eine kleine Anhöhe hinweg tritt man in ein niedriges Giedengebüsch; zwischen durch schimmert ein grüner Acker hervor; ringsum breiten sich Felder aus, durch die ein Bächlein schlängelt. Man steht vor einem traumhaften Heideort, und die Bäume